

Ursula Naumann

# Auf Forsters Canapé



Liebe in Zeiten der  
Revolution

Insel

Daß die Französische Revolution ein weltveränderndes Ereignis war, haben damals auch die meisten Menschen im Ausland sofort begriffen. Politik ist Herzenssache geworden, Herzenssachen stehen im Banne der Politik. Paris zieht nun Revolutionstouristen aus aller Herren Ländern an. Von einigen dieser *étrangers*, zwei Engländerinnen und einem deutschen Weltbürger, erzählt dieses Buch.

Im April 1793 finden wir sie zusammen in der Pariser Oper: Die empfindsame Dichterin Helen Maria Williams, bislang eine Frau von untadeligem Ruf, die ihren Landsleuten nun als engagierte Korrespondentin aus Frankreich berichtet und mit einem verheirateten Mann liiert ist. Mary Wollstonecraft, die mit ihrer *Verteidigung der Rechte der Frau* Aufsehen erregt hat und in eine leidenschaftliche Beziehung zu einem amerikanischen Abenteurer verstrickt ist. Und der Weltumsegler Georg Forster, der sich der Revolution in die Arme geworfen und seine Frau an einen anderen Mann verloren hat, doch weiterhin unbeirrt an ihr festhält. »Es ist sonderbar, meine geliebteste Therese, daß unsere eigentümlichsten Verhältnisse so mit den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit zusammenhängen«, schreibt er ihr aus Paris.

Ursula Naumann erzählt klug und ebenso unterhaltsam wie spannend von der Verwobenheit individueller Schicksale mit welthistorischen Umbrüchen.

Ursula Naumann, geboren 1945 in Görlitz. Studium Germanistik, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte, Abschluß mit Promotion, Lehrtätigkeit an der Universität Erlangen-Nürnberg, langjährige Mitarbeiterin des Bayerischen Rundfunks. Heute lebt sie als freie Autorin bei Erlangen.

Ursula Naumann

*Auf Forsters  
Canapé*

*Liebe in Zeiten der  
Revolution*

Mit zahlreichen Abbildungen

Insel Verlag

eBook Insel Verlag Berlin 2012

© Insel Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Umschlagabbildung: Archiv Charmet / Nationalbibliothek,  
Paris / Bridgeman Berlin; Gianni Dagli Orti / Corbis

eISBN 978-3-458-79750-0

[www.insel-verlag.de](http://www.insel-verlag.de)

Für Bernardo, für Elisabeth Schmid, Uli Wyss und Inge Obermayer,  
die Freunde mit dem Canapé, und für meine aufmerksame,  
einfühlende Lektorin Heike Ochs.

There is nothing more strange in the Revolution than the wonderful people it attracts from foreign countries.

*The Journal of a spy in Paris during the reign of terror*

What strange revolutions take place in our breasts, and what curious vicissitudes in every part of human life.

*John Adams*

# Inhalt

Prolog

Der Trojanische Krieg findet nicht statt

I FRATERNITÉ: HELEN MARIA WILLIAMS

Sieben/Vierzehn/Neunundachtzig

Liebe in Zeiten des Despotismus

Dichterin

Julias Leiden

Diesen Kuß der ganzen Welt

Flitterwochen

Die patriotische Familie

Ein charmantes Pamphlet

Farewell England

Farewell Helen

Man of Mystery

Krieg den Palästen

September

Reisen mit Herrn S.

In White's Hotel

Elegie

Eine Stimme für den König

Umsturz

Schuldig, in England geboren zu sein

Salon Égalité

Morituri

Troubled Waves

Fallbeil

English Press  
Turned to Stone  
Andenken

II ÉGALITÉ: GEORG FORSTER

Vater & Sohn  
In Mainz, 1789  
Dreieck mit Meyer  
Für Therese  
Arm in Arm  
Guter Genius  
Madame Forkel  
Kriegstheater  
An Einem Tische  
Flucht  
Zopf ab!  
Morgengabe  
Auf Forsters Canapé  
Pariser Ansichten

III LIBERTÉ: MARY WOLLSTONECRAFT

Geistige Arena  
Self-made Woman  
Sagestus und Sagesta  
Freiheitsmütze  
Verteidigung von Dr. Price  
Totalrevolution  
Neck or Nothing  
Blutige Hände  
Eroberungen  
Ein Amerikaner in Paris  
Ans Herz geflochten

Und weg bist Du  
Umarmungen des Todes  
Sei Mann! Sei Weib!  
Novelle  
Auf einen Speer gestützt  
Frei  
Skandinavische Reise  
Chez moi, chez elle  
Mary, Maria, Mary  
Lektionen

Epilog  
Editorische Notiz  
Quellennachweise  
Bildnachweis  
Literaturverzeichnis  
Personenverzeichnis  
Zeittafel Französische Revolution

## *Prolog*

18. August 1789

In Ashleys Amphitheater, Westminster Bridge

*(im Anschluß an eine Seiltanzvorführung von Signor Spinacuta)*

EIN GANZ NEUES GLANZVOLLES SCHAUSPIEL

DIE FRANZÖSISCHE REVOLUTION

Von Sonntag, dem 12. Juli, bis einschließlich Mittwoch,

dem 15. Juli, genannt

PARIS IM AUFRUHR

eine der größten und ungewöhnlichsten Darbietungen,

die je gezeigt wurden, gründend auf

WAHREN BEGEBENHEITEN

LOGE 3 s., PARKETT 2 s. RANG MITTE 1 s., RANG SEITE 6 d.

Einlaß um halb sechs, Beginn pünktlich am halb sieben.

Daß die Französische Revolution ein weltveränderndes, die Herzen umwälzendes Ereignis war, haben auch die meisten Menschen im Ausland sofort begriffen. Wer sich vorher nicht für Politik interessiert hatte, jetzt tat er es. Jeder Tag brachte neue Entwicklungen, eine Flut von Beschlüssen und Verordnungen, tödliche Konflikte, unerwartete Wendungen, unerhörte Begebenheiten, große Emotionen. Noch nach Jahrzehnten schrieb einer für alle: »Man glaubt es selbst kaum, daß man *Z e i t g e n o s s e* dieser Begebenheiten gewesen ist.« Nichts war dramatischer als die Wirklichkeit. Die Welt war zur Bühne geworden, und die Staatsschauspieler – und was für grandiose Schauspieler! – verwöhnten ihr Publikum mit spektakulären Auftritten, die von Zeichnern festgehalten und im Druck sogleich verbreitet wurden.

Es war die Stunde der Journalisten. Zeitungen und Zeitschriften schossen wie Pilze aus dem Boden. Man verfolgte die Ereignisse mit leidenschaftlicher Anteilnahme, fieberte nach Nachrichten, griff nur noch nach Schriften, die den »politischen Heißhunger« stillten. Paris, als Mekka

der zivilisierten Welt immer schon ein Besuchermagnet, zog nun Revolutionstouristen aus aller Herren Ländern an, die meisten aus England und deutschen Landen. Vor allem die Jugend kam. *Bliss was it in that dawn to be alive / But to be young was very heaven!*<sup>[1]</sup> Idealisten, Utopisten, Realisten, Geschäftsleute, Spinner, Spekulanten, Spione, Sinnsucher, Katastrophen- und Sensationssüchtige, alle wollten dabeisein, wenn eine neue Zeit anbrach und die Menschheit zu einem »schönen, neuen und edlen Leben« in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erwachte. Auch wenn die *Déclaration des Droits de l'Homme et du Citoyen* nicht wie die amerikanische Unabhängigkeitserklärung *the pursuit of happiness* – das Streben nach Glück – als unveräußerliches, von der Natur selbst verliehenes Menschenrecht behauptete, so las man das doch als Verheißung mit. »Ich liebe die Freiheit, weil ich das Vergnügen liebe«, schrieb der deutsche Publizist Konrad Engelbert Oelsner.

Die Fremden kamen als Zuschauer und als Mitwirkende, für ein paar Wochen oder Monate oder Jahre. Viele engagierten sich als Kosmopoliten aktiv für die Entstehung eines neuen Weltstaates, und nicht wenige strebten zugleich nach Profit, Ruhm und Macht. Manche wandten sich enttäuscht und entsetzt ab, andere blieben.

Jeder hatte seine ganz eigene Affäre mit der Revolution und dem Land, das sie hervorgebracht hatte. Frankreich nahm die Besucher mit offenen Armen auf, jedenfalls in der ersten Zeit. *Foreign Affairs!* Es gab viele illegitime Liebesbeziehungen zwischen *étrangers* und Einheimischen, viele Beziehungen der Ausländer auch untereinander. In der Fremde ließ es sich freier leben, der Kontrolle neugieriger Nachbarn, Bekannter, Verwandter entzogen. Alles war in Bewegung, die alten Ordnungen zerfielen, und niemand wußte, wie die Zukunft aussehen würde. Ein Ausnahmezustand, der die großen Gefühle nährte, Lebenshunger und Todesverachtung, Leidenschaft und Liebe.

Zum ersten Mal in der Geschichte klagten Frauen öffentlich die Gleichberechtigung ein. Alternative Lebensmodelle wurden erprobt, Standesschranken überwunden, Tabus gebrochen. Ein ehemaliger Priester heiratete seine Schwester und feierte seine Hochzeit unter dem

Freiheitsbaum. (Das Paar wurde verhaftet.) Familien- und Ehegesetzgebung wurden reformiert und säkularisiert. »Die Heuraten, die Geburten werden von dem Eigensinne der Eltern, und dem Rauchfasse der Priester unabhängig sein. Kein grausames Gesetz schmiedet mehr unter das Joch der Ehe freie Herzen auf lebenslang«, freute sich Oelsner, und dann prophezeite er: »Bei gleicher Verteilung der Glücksgüter wird es weniger freche Begierden, und weniger verworfene Sklaven geben.«

Nur – können liebende Herzen überhaupt frei sein? Und wann waren Begierden frech? Jedenfalls dann, wenn Aristokraten sie hatten. Sang nicht auch der Lüstling Don Giovanni, den Mozart und sein Librettist da Ponte stellvertretend für die ganze Adelsbagage zur Hölle fahren lassen, trotzig sein *Viva la liberté*? »Der Schlamm der Libertinage infiziert die öffentliche Moral« war in der Zeitschrift *Révolutions de Paris* zu lesen. Die Freiheit der Herzen, die die bürgerlichen Freunde der Revolution propagierten, war das Gegenprogramm zu den wirklichen oder vermeintlichen Ausschweifungen des Adels. Sie sollte mit (republikanischen) Tugenden verbunden sein, und tugendhaft war, wer sich disziplinierte, kontrollierte und seine Wünsche dem Wohle der Allgemeinheit unterwarf. Ein tödliches Programm, wie sich schnell zeigte. Der Weg vom Despotismus des Lasters zum Terror der Tugend war erschreckend kurz.

Liebe in Zeiten der Revolution. Politik also war zur Herzenssache geworden, Herzenssachen standen im Banne der Politik, die zum wirkungsmächtigen Element in der Chemie menschlicher Beziehungen geworden war. »Eine besondere Eigenart revolutionärer Zeiten ist die innige Verbindung oder vielmehr der unmittelbare Zusammenhang von öffentlichen Angelegenheiten und privaten Schicksalen«, schrieb die englische Dichterin Helen Maria Williams, die das an sich selbst erfahren hatte – ihre Beziehung zu einem verheirateten Mann und ihre erfolgreiche Karriere als Auslandskorrespondentin hätte es ohne die Revolution nie gegeben – und die als Gastgeberin diesen Zusammenhang nach Kräften förderte und als Schriftstellerin auf politische Liebesgeschichten spezialisiert war. In ihrem Pariser Salon empfing sie Gott und die Welt.

»Bei den Essen und Tees von Miss Williams begegneten sich Generäle und Diplomaten, Dichter und Philosophen, Schauspielerinnen, Journalisten und Pädagogen; die Intellektuellen und Politiker verschiedener Generationen und Länder trafen sich in einer berausenden, schwindelig machenden Gesellschaft.« In der Schreckenszeit fand sich Helen mit manchen ihrer Gäste im Gefängnis wieder, wo die Gespräche ihren Fortgang nahmen.

Von ihr soll hier erzählt werden und von zwei anderen Schriftstellern, die in Paris zu ihrem Bekanntenkreis gehörten. Anders als Miss Williams, die heute nur noch Spezialisten kennen und lesen, sind sie immer noch berühmt, und immer noch verbindet sich ihr Name vor allem mit dem Werk, mit dem sie zu ihrer Zeit Aufsehen erregten.

Mary Wollstonecraft war für viele ihrer Zeitgenossen einfach *Rights of Woman*. Ihre schwungvolle und energische *Verteidigung der Rechte der Frau (A Vindication of the Rights of Woman)* war nicht nur ein Buch, es war eine Tat. Was sie zu sagen hatte, war so wahr, daß es späteren Leserinnen gar nicht so revolutionär vorkam. »Ihre Meinungen waren diejenigen, welche die meisten kultivierten Frauen jetzt haben«, schrieb Kegan Paul 1879, was Virginia Woolf Jahrzehnte später auf eine prägnante Formel brachte: »Ihre Originalität ist unser Gemeinplatz geworden.« Mary Wollstonecraft war eine rebellische Natur, aber ins revolutionäre Paris ist sie aus Liebeskummer gereist. »Ich ging nach Frankreich, um im allgemeinen Glück mein privates Unglück zu vergessen.« Sie fand dort eine neue Liebe, die große Liebe ihres Lebens – und verlor sie wieder.

Georg Forster war und ist der Weltumsegler. Mit seinem Vater, dem Naturforscher Johann Reinhold Forster, begleitete er den Entdecker Captain Cook auf dessen zweiter Reise. Drei Jahre, von 1772 bis 1775, waren sie unterwegs, Forster war siebzehn Jahre jung, als die Fahrt begann. Nach der Rückkehr berichtete er darüber in einem sehr persönlichen, mit Beobachtungen, Beschreibungen, Geschichten, Ideen und Spekulationen reich gefüllten Buch, das seinen Namen zugleich mit seinem Abenteuer in die Öffentlichkeit trug und ihn zum gefeierten Mann machte.

Auch er hat praktisch wirken wollen mit seiner Schrift, der man ihre Entstehung zur Zeit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung deutlich anmerkt. »Eine einzige Bemerkung, die von großem Nutzen für die Nachwelt ist; nur E i n Vorfall, der unsre Mitmenschen in jenem entfernten Weltteil glücklich macht, vergilt wahrlich alle Mühseligkeiten der Seefahrt, und schenkt den großen Lohn, das Bewußtsein guter und edler Handlungen!«, wünschte er am Ende des Vorworts. Wie es tatsächlich in der Welt zuging, war ihm unterwegs wieder und wieder deutlich geworden. »Wenn wir zum Beispiel jene schönen Fische der See, die Bonniten und Doraden, auf der Jagd der kleinern, fliegenden Fische antrafen, und bemerkten, wie diese ihr Element verließen um in der Luft Sicherheit zu suchen; so war die Anwendung auf den Menschen nur gar zu natürlich. Denn wo ist wohl ein Reich, das nicht dem brausenden Ozean gliche, und in welchem die Großen, in allem Pomp und Pracht ihrer Größe, nicht immer die Unterdrückung der Kleinern und Wehrlosen suchen sollten? Zuweilen ward das Gemälde noch weiter ausgeführt, wenn die armen Flüchtlinge auch in der Luft neue Feinde antrafen und ein Raub der Vögel wurden.«

Als er 1793 nach Paris kam, um an einer neuen Welt mitzubauen zu helfen, war er von allen verlassen, von Bekannten, Freunden und von seiner Frau, an der er gleichwohl unbeirrt festhielt. »Es ist sonderbar, meine geliebteste Therese, daß unsere eigentümliche Verhältnisse so mit den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit zusammenhängen«, schrieb er ihr.

### *Der Trojanische Krieg findet nicht statt*

Frankreich im Frühjahr 1793. Es sieht düster aus für die junge Republik. Seit Ende April bzw. Juni 1792 liegt sie im Krieg mit Österreich und seinen Verbündeten, seit Anfang des Jahres auch mit England und Holland. Das Land steht unter Waffen. In der Vendée hat ein grausamer Bruderkrieg begonnen, und auch in anderen Provinzen ist es nach der Hinrichtung des

Königs zu Aufständen gekommen. Im Pariser Nationalkonvent kämpften Girondisten und Jakobiner erbittert und lautstark um die Macht. Besucher glaubten, »in einen Tempel einzutreten, der dem Hasse geweiht ist«, oder sahen den Konvent in ein »Saturnal reißender Tiger« verwandelt. Am 13. März hält der girondistische Abgeordnete Vergniaud eine prophetische Rede: »Es steht zu befürchten, *citoyens*, daß die Revolution wie Saturn ihre Kinder verschlingen und letztlich nur die Tyrannis mit all ihren Übeln hervorbringen wird.« Anarchie droht. Im Namen der Freiheit wird geplündert, gestohlen, denunziert, gemordet. Das Volk hungert. Lebensmittel sind knapp und teuer. Und doch – »Ich begreife die Sorglosigkeit der Pariser nicht«, schreibt Oelsner. »Mit dem ersten schönen Tage kommen sogleich wieder prächtige Karossen zum Vorschein; die Schauspielhäuser sind gedrängt voll; das neue Ballett von Gardel (*Le jugement du berger Paris*) umgeben entzückte Augen; man tanzt am Rande des Kraters.«

Jede Kunst hat ihre goldene Zeit. Das spätere 18. Jahrhundert stand im Zeichen des Tanzes. Man entwickelte neue Konzepte, Formen und Figuren – die Pirouette zum Beispiel – und schuf Inszenierungen, die Musik, Bewegung und Ausstattung zu einem Gesamtkunstwerk verbanden.

Pierre Gardel, seit 1787 *maître de ballet* an der Pariser Oper, war ein Meister seines Faches. Seine Fassung des Balletts *Psyche*, uraufgeführt im Dezember 1790, wurde als »Muster an Geschmack und Perfektion« gepriesen, als vielleicht »zauberhaftestes Schauspiel, das je auf einer Bühne erschienen war«. Im Bunde mit dem Zeitgeist hatte Gardel danach Revolutions-Agitprop-Opern inszeniert, im Herbst 1792 etwa *L'offrande à la Liberté* [Die Opfergabe für die Freiheit]. Am Ende hörte man Glockengeläute und Kanonenschüsse, Waffen wurden verteilt und geschwenkt, und das ganze Ensemble stimmte die *Marseillaise* an:

*Aux armes, citoyens!*  
*Formez vos bataillons,*  
*Marchons, marchons!*

*Qu'un sang impur  
Abreuve nos sillons.*<sup>[2]</sup>

Die blutrünstige Hymne der Revolution wurde auch im getanzten *Triomphe de la République* reichlich eingesetzt, im Januar 1793, sechs Tage nach der Hinrichtung des Königs.

Doch dann greift Gardel mit seiner nächsten Produktion, dem *Urteil des Paris*, wieder einen mythologischen Stoff auf, der auch schon Jahrzehnte früher Choreographen inspiriert hatte. Angesichts der politischen Lage eine überraschende Wahl. War das wieder ein Beispiel für den sprichwörtlichen französischen Leichtsinns, eben ein Tanz am Rande des Kraters?

Wenn Gardel die klassische Fassung der Sage auf die Bühne gebracht hätte, hätte Oelsner mit seiner Einschätzung recht gehabt. Sie erzählt, wie die trojanische Königin Hekuba, gewarnt durch einen unheilverkündenden Traum, ihren neugeborenen Sohn Paris am Berg Ida in der Wildnis aussetzen läßt, wie das Kind von ihrem Diener Argileus gerettet und in ländlicher Abgeschiedenheit als Sohn aufgezogen wird, wie Paris als Hirte die Herden seines Adoptivvaters hütet, bis Zeus ihn zum Schiedsrichter in einer von Eris, der Göttin der Zwietracht, angezettelten Schönheitskonkurrenz zwischen den Göttinnen Hera (Juno), Pallas Athene (Minerva) und Aphrodite (Venus) macht. Daß Paris Aphrodite zur Siegerin erklärt, die ihm als Lohn für eine Entscheidung zu ihren Gunsten die schönste Frau der Welt versprochen hatte, führt dann zum Raub der schönen Helena und zum langjährigen Krieg zwischen Griechen und Trojanern.

Gardel jedoch inszenierte – zu einem Pasticchio aus Melodien von Haydn, Pleyel und dem Komponisten und Arrangeur Étienne-Nicolas Méhul – eine andere, wenig bekannte Variante des Stoffes. Sein Tanz am Rande des Kraters war nicht frivol, sondern romantisch, Friedens- und Liebeszauber in Zeiten des Krieges.

Am 15. April, knapp drei Wochen nach seiner Ankunft in Paris, besuchte Georg Forster eine Aufführung im Theater an der Porte Saint-

Martin, passenderweise in Begleitung von drei Frauen, Helen Maria Williams, Mary Wollstonecraft und der Schwester eines neuen Bekannten, Jane Christie. Als erstes Stück an diesem Abend wurde die Oper *Iphigenie auf Tauris* von Gluck gegeben, eine zu dieser Zeit schon anstößige Wahl. Immerhin war der Komponist ein *protégé* der verhaßten österreichischen Königin Marie Antoinette gewesen, der er einst in Wien Musikunterricht gegeben hatte. Nun saß sie, degradiert zur Bürgerin Capet, als Gefangene im Temple, wissend, daß ihr das gleiche Schicksal wie ihrem Ehemann drohte.

Aber das Publikum war ohnehin nicht wegen der *Iphigenie* gekommen, und auch für Forster stand sie trotz der »herrlichen Musik« Glucks ganz im Schatten von Gardels spektakulärer Inszenierung, die Götter- und Hirtenwelt, höfische Prachtentfaltung und ländliche Simplität effektiv einander gegenüberstellte und Auguste Vestris, den *primo ballerino* des Ensembles, in der Rolle des Paris glänzen ließ. *Cirque du Soleil* anno 1793.

Der Vorhang hebt sich über einer idyllischen Landschaft und einer unglücklichen jungen Frau. Die Nymphe Oenone ist unsterblich in den Hirten Paris verliebt, hat bisher aber keine Gegenliebe gefunden. Als sie verzweifelt nach ihm ruft, erscheint er – erscheint Auguste Vestris. Ein zauberhafter *Echo-Pas-de-deux* beginnt. Paris treibt sein Spiel mit der armen Nymphe, indem er ihren Ruf nachäfft, sie sucht ihn, er verschwindet, taucht anderswo wieder auf, lockt sie wieder, bis er endlich, der Sache müde, so leise nach ihr ruft, daß Oenone ihn weit entfernt glaubt und von der Bühne läuft, um ihn zu suchen. Währenddessen treibt Paris-Vestris, *enfant chéri des dames*, sein Spiel mit den Frauen, wirbt um eine, verläßt sie, flirtet mit einer anderen, wird von einer ganzen Gruppe verliebter Schäferinnen bedrängt ...

Das war der Beginn einer Vorstellung aus lauter Höhepunkten. Der Einzug der Götter mit allem Pomp und Prunk des *Ancien Régime*. Der spektakuläre Auftritt der Zwietracht, die von Flammen umzüngelt der dumpf grollenden Erde entsteigt. Begleitet von Nymphen und Amoretten, tanzt Venus leichtbekleidet auf die Bühne und nimmt ein Bad, während einige ihrer Begleiterinnen einschmeichelnde Melodien auf der Lyra

zupfen. »Auf der Bühne zu zeigen, wie die Göttin der Schönheit ein Bad nimmt, so, daß der Anstand niemals verletzt wird, ist zweifellos etwas ganz Neues, aber es ist hinreißend und konnte nur einem überaus geschickten und seiner Mittel sicheren Mann gelingen«, rühmte ein Kritiker.

Eine Handbewegung der siegreichen Göttin verwandelt die Szene auf offener Bühne in ihren heiligen Hain im zyprischen Paphos, unter jedem *bosquet* ein glückliches Paar. Und dann ihr letzter, größter Zauber: Venus läßt Paris in Liebe zur verschmähten Oenone entbrennen – und fliegt mit ihrem Gefolge davon.

Das Publikum war hingerissen. »Tanz- und Dekorationskunst scheint alle ihre Erfindungen erschöpft zu haben, um einen theatralischen Zauber hervorzubringen, der nirgends in der Welt, als in Paris, und hier noch nie zuvor in dem Grade hervorgebracht worden sein kann«, schrieb Forster am nächsten Tag an seine Frau. »Es war nicht Beifallklatschen, sondern unwillkürliches Beifallschreien, was mehrmals ertönte, und wahrlich, ich konnte vor Bewunderung nicht klatschen und nicht schreien. Der junge Vestris mag ein so schlechter Kerl und aufgeblasener Narr sein, wie man ihm nachsagt, die Grazie und Eleganz seiner Bewegungen hat ihres Gleichen nicht. Alles Gefühl, seine ganze Seele ist konzentriert in seiner Kunst; der Ausdruck seines Wesens ist T a n z s i n n . Die wunderbar schönen und reichen Szenen, die bezaubernden Gegenden des Bergs Ida, die Göttererscheinung aus dem Olymp, die Venus im Bade, die Grazien und ihre Tänze, das schön beibehaltne Kostüm, das unendlich Mannigfaltige, und die unzähligen kleinen Einfälle, das Ganze zu beleben, muß man mit eigenen Augen sehen.«

Doch der ganze Aufwand, die Virtuosität der Tänzer, Vestris' wirbelnde Pirouetten, die frappierenden Effekte der Theatermaschinerie, all das war die glänzende Verpackung einer ganz einfachen, alltäglichen, alten, ewig neuen Geschichte, die auch Forsters Geschichte war, und die der Frauen, die neben ihm im Theater saßen. Liebe, die keine Gegenliebe findet, ein junger Mann, der übermütig mit der Liebe spielt, eine junge Frau, die an

seiner Kälte zu verzweifeln droht. Und dann das Wunder, die Herzenswende.

Tatsächlich sogar ein doppeltes Wunder, denn das Glück der Liebenden kündigt den Anbruch eines neuen Goldenen Zeitalters an. Der Trojanische Krieg findet nicht statt! Inmitten einer heillos zerstrittenen Welt zauberte Gardel eine Insel des Friedens und der Liebe auf die Bühne. Noch einmal, zum letzten Mal bevor die strengen Tugendwächter alle Götter von den Pariser Bühnen vertrieben, beschwor er die Utopie, die in den Anfängen der Revolution in den Augen vieler ihrer Anhänger fast schon Wirklichkeit geworden war.

Seltsam eigentlich, daß Forster explizit kein Wort über Gardels revisionistische Fassung des Mythos verlor. Vielleicht, weil sie mit seinen eigenen Wünschen und Hoffnungen verschwistert war? Im gleichen Brief, in dem er Therese von seinem Besuch im *Urteil des Paris* berichtete, hat er die theatralische Botschaft des Balletts in eine Utopie übersetzt.

»Freiheit und Gleichheit? Mein ganzes Leben ist mir selbst der Beweis, das Bewußtsein meines ganzen Lebens sagt mir, daß diese Grundsätze mit mir, mit meiner Empfindungsart innig verwebt sind, und es von jeher waren. Ich kann und werde sie nie verläugnen.« Doch die Menschheit sei noch nicht reif dafür, meint er, und das Schlimmste, »die Herrschaft, oder besser, die T y r a n n e i der Vernunft, vielleicht die eisernste von allen«, stehe ihr noch bevor. »Bis endlich einmal, wenn die Welt nicht wirklich das Werk des Ungefährs oder das Spiel eines Teufels ist, eine allgemeine Simplizität der Sitten, Beschäftigungen, Wünsche und Befriedigungen, eine Reinheit der Empfindung, und eine Mäßigung des Vernunftgebrauches aus allen diesen Revolutionen hervorkeimt, und ein Reich der Liebe beginnt, wie es sich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten.«

---

[1] In diesem Morgenrot war's Seligkeit zu leben, doch jung zu sein, das war der Himmel.

[2] Zu den Waffen, Brüder! / Schließt die Reihen, / Marschieren wir, marschieren wir / Auf daß unreines Blut / die Furchen unserer Äcker tränke.

# I Fraternité: Helen Maria Williams

Alles, was heutzutage das menschliche Leben an Annehmlichkeiten kennt, ist aus der gegenseitigen Hilfe der Menschen entsprungen. Nächst Gott gibt es nichts in der Welt, was dem Menschen mehr hilft und nützt als der Mensch selbst.

*Samuel von Pufendorf*



*1 Helen Maria Williams.  
Stich von Ozias Humphrey, 1791.*

*Sieben/Vierzehn/Neunundachtzig*

## JOURNAL DE PARIS.

Mardi 14 JUILLET 1789, de la Lune le 22

LE SOLEIL se leve à 4 heur. 8 minut., &amp; se couche à 7 heur. 53 minut.

LA LUNE se leve à 10 heur. 37 min. du soir, &amp; se couche à 12 h. 35 m. après minuit.

Rapport de Temps vrai au Temps moyen. Au midi du soleil, la pendule doit marq. 0 h. 5 m. 24 f.

Hauteur de la Rivière. Le 12 à 3 p. 8 p., &amp; le 13 à 3 p. 8 p. (haut. moyenne 5 pieds.)

Revolutions. Allamés à 8 heur. 55 min. éteints à 12 heur. 0 min.

Observations Météorologiques de Dim. 13 Jull.	Epoques.		Baromét.	Vent.	État du Ciel & Remarques.
	Thermom.				
A 5 h. m.	+ 11, 0	17. 11, 3			Couvert toute la matinée; ciel s'éclaircit sur les 5 h. f.; beaucoup de nuages le reste de la journée.
A 10 ½	+ 10, 5	17. 11, 3		S.	
A 9	+ 14, 4	17. 9, 9			

## ÉTATS-GÉNÉRAUX.

MM. les Députés de St-Domingue, obligés, d'après l'arrêté de l'Assemblée Nationale du 4 de ce mois, de se réduire au nombre de six, quant à la voix délibérative, ont observé, dans cette réduction, l'ordre des élections, de manière que chacune des Provinces de St-Domingue eût deux Représentans.

Par le résultat de cette opération; M. le Ch<sup>er</sup> de Cocherel & M. le Marquis de Gouy d'Arfy sont les Représentans de la Province de l'Ouest.

M. de Thébaudière, ancien Procureur-Général, & M. l'Archevêque Thibaud, sont les Représentans de la Province du Nord.

M. le Marquis de Perrigny & M. Gérard sont les Représentans de la Province du Sud.

Sur ces six Députés, il s'en trouve quatre qui viennent d'arriver de St. Domingue.

Les deux autres Députés de St. Domingue, auxquels l'Assemblée Nationale a accordé le droit de séance, sont:

Pour l'Ouest. MM. le Comte de Gorman; le Chevalier de Courtejoles; le Comte de Magallon; le Chevalier Dougé.

Pour le Nord. MM. le Comte de Reynaud;

le Marquis de Rosvray; le Comte de Ville-

blanche. M. le Comte de Noé.

Pour le Sud, MM. le Gardeur de Tilly; le Chevalier de Marmé; Fitz-Gérald-Bodkins; Deval de Monville.

## EXTRAITS.

## BRIEFVES-LETTRES.

NOUVEAU Voyage en Espagne, ou Tableau de l'état actuel de cette Monarchie, &c. A Paris, chez Reynaud, Libraire, rue St-Jacques, vis-à-vis celle du Pilâtre. 3 vol. in-8°, avec une carte enluminée, des plans & des figures en taille-douce; prix brochés 12 liv. (1<sup>er</sup> Extrait.) Voy. la Feuille du 30 Juin 89.

Nous ne nous arrêterons pas sur la description des différens châteaux du Roi d'Espagne & des tableaux qu'ils contiennent. Nous remarquerons seulement que le goût de la campagne est peu répandu dans ce pays; on n'y trouve pas ces maisons de plaisance multipliées par les particuliers opulens de toutes les classes dans d'autres Etats de l'Europe, & qui en font le plus bel ornement. Ce défaut est un de ceux qui doivent le plus s'opposer aux progrès de l'Agriculture. L'article de ce Voyage, sur lequel on nous saura gré d'insister, est celui des mœurs. L'Auteur le commence par une réflexion bien judicieuse, c'est qu'il est difficile de les peindre sous des traits qui conviennent aux habitans

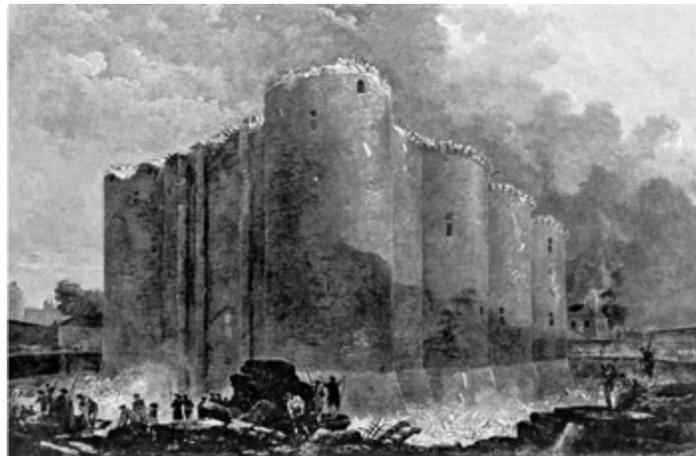
2 Titelseite des Journal de Paris, 14. Juli 1789.

Zeitungen sind jüngere Verwandte der Kalender. Das merkt man dem *Journal de Paris* noch deutlich an, zugleich aber auch das moderne Bedürfnis nach wissenschaftlich präziser Vermessung der Welt. Stadt und Erdkreis! Jede Nummer dieser ersten, ältesten Zeitung Frankreichs verortet ihre Leser in Zeit und Raum, zwischen Tag und Nacht, Licht und Finsternis, Sonnenaufgang und -untergang, dem Anzünden und Löschen der Laternen. Die Wetterberichte allerdings waren Wetternachhersagen, sie kamen mit zweitägiger Verspätung. Dafür aber stimmten sie, jedenfalls meistens.

Am 16. Juli konnte man nachlesen, wie das Wetter am 14. gewesen war: Bedeckt, ziemlich kühl, mit einer Mittagstemperatur von 17,8° Réaumur (22,25° Celsius) und starkem Ostwind. Erst gegen fünf Uhr nachmittags

war die Sonne durchgekommen, die an diesem Tag um acht Minuten nach vier aufgegangen war. Als die Laternen genau um Mitternacht gelöscht wurden, war ein Tag zu Ende gegangen, der die Welt veränderte, indem er der Revolution, die bisher als evolutionärer Prozeß verlaufen war, ihren Gründungsmythos bescherte. Bürger von Paris hatten die Bastille erstürmt, die alte düstere Festung, die den französischen Königen seit Jahrhunderten als Staatsgefängnis diente. »Die ernste heilige Freiheit ist zum ersten Mal in diesem Ort des Schreckens aufgetreten, diesem grauenvollen Asyl des Despotismus, der Ungeheuer und der Verbrechen.«

Es hatte viele Opfer gegeben, über hundert Tote und Verletzte, und der Festungskommandant Launey war von der wütenden Menge mißhandelt und ermordet worden. Eigentlich war das Resultat dieser Aktion wenig eindrucksvoll. Sieben Gefangene hatte man gefunden: vier rechtmäßig verurteilte Fälscher, einen Grafen, den seine Familie seines ausschweifenden Lebens wegen hatte einsperren lassen, und zwei alte, geistig verwirrte Männer. Beethoven hat in seinem *Fidelio* die Befreiung aus den dunklen Verliesen der Tyrannei entschieden eindrucksvoller in Szene setzen können, mit einem ganzen Chor von Gefangenen: »O welche Lust, / Den Atem leicht zu heben!« Aber was waren schon Fakten und Zahlen gegen die Symbolkraft dieses Ereignisses!



3 Die Bastille in den ersten Tagen nach ihrer Zerstörung.  
Ölgemälde von Hubert Robert.

In den vorausgehenden Jahren war die Bastille in ganz Europa zum Inbegriff despotischer Willkürherrschaft geworden, ausgelöst durch ein Buch, die *Denkschrift über die Bastille*, die ein ehemaliger Häftling, der Journalist und Historiker Simon-Nicolas-Henri Linguet, 1783 im englischen Exil veröffentlicht hatte. Als erster brach er das Schweigegelübde, das der Staat allen Gefangenen der Bastille vor ihrer Entlassung abverlangte und das sie zum »Mysterium des Schreckens« hatte werden lassen. Seine Geschichte erregte Aufsehen – noch im Jahr der Veröffentlichung erschienen allein in deutschen Landen fünf Übersetzungen. Wahre und fiktive Gefängnisliteratur wurde regelrecht Mode, wozu auch die damals weitverbreitete Angst, lebendig begraben zu werden, beitrug. »Kaum ein Jahr verging ohne einen neuen Beitrag zu diesem Genre. Die Veröffentlichungen setzten die üblichen Techniken der Schauerliteratur ein, um Gefühle von Abscheu und Furcht, gemischt mit Puls beschleunigenden Momenten der Hoffnung zu erzeugen«, schreibt Simon Schama abwiegelnd, doch auch den Fiktionen lagen sehr reale Schrecken zugrunde. Willkürjustiz gab es überall.

Nirgendwo allerdings wurden Recht und Gerechtigkeit wohl so mit Füßen getreten wie in Frankreich, wo gewissermaßen jeder Ort seine Bastille hatte. Nicht nur in Paris, auch in den Provinzen gab es viele Gefängnisse, in denen Menschen ohne Prozeß und Verurteilung festgehalten wurden, manchmal lebenslang. »Die Bastillen Frankreichs haben verschlungen und verschlingen noch täglich Männer vom ersten Rang, und zwar ohne Ansehen ihres Vaterlandes. Mit Recht könnte man die Eingänge zu diesen Schlünden mit dem Denkspruch bezeichnen, welcher auf den Türen der Kirchhöfe geschrieben zu sein pflegt – *hodie mihi cras tibi* [heute ich, morgen du]«.

Es war schon schlimm genug, daß einfache Bürger kaum die Chance hatten, zu ihrem Recht zu kommen, das Prozessieren war einfach zu teuer und langwierig. Der eigentliche Skandal aber waren die berüchtigten *lettres de cachet*, versiegelte Haftbefehle. Die von einem Minister gegengezeichnete Unterschrift des Monarchen reichte aus, um Menschen einzusperren oder außer Landes zu bringen. Für Personen von Rang und

Einfluß waren diese »furchtbaren Blitzstrahlen« ein bequemes Mittel, um politische Gegner, Konkurrenten in Erbstreitigkeiten, aufsässige Söhne und Töchter, überhaupt jede mißliebige Person aus dem Weg zu räumen. Umgekehrt konnte der König mit einem *lettre de cachet* gnadenhalber Günstlinge auch vor Verfolgungen der Justiz schützen. Lange Zeit hat man von dieser Lizenz so häufig Gebrauch gemacht, daß die Polizeichefs einen Vorrat von *lettres de cachet* bereithielten, in die dann nur noch der Name des zu Verhaftenden eingetragen werden mußte.

Gegen diese Willkürjustiz war denn auch die erste gesetzgeberische Maßnahme der neuen Nationalversammlung gerichtet. Im März 1790 wurde ein *Décret sur les Lettres de cachet* erlassen, das die Öffnung aller französischen Bastillen verfügte. »Innerhalb von sechs Wochen nach der Veröffentlichung des vorliegenden Dekrets werden alle Personen, die in Schlössern, Klöstern, Zuchthäusern, Polizeistationen und Gefängnissen jeglicher Art entweder auf Grund von *lettres de cachet* oder durch Anordnungen der Exekutive gefangen gehalten werden, in Freiheit gesetzt, zumindest wenn sie nicht –«

Es folgen viele einschränkende Klauseln, die bald um weitere ergänzt wurden. Sie lassen erkennen, wie sehr die Gesetzgeber darum bemüht waren, ja keine gefährlichen Gefangenen auf die Menschheit loszulassen – man fühlt sich an das unwürdige Gerangel um die Aufnahme von Guantánamo-Häftlingen erinnert –, aber das schmälert die Bedeutung dieser Verordnung kaum. Erst jetzt konnte überall in Frankreich Wirklichkeit werden, was die Erstürmung der Bastille symbolisch vorweggenommen hatte.

### *Liebe in Zeiten des Despotismus*

Die älteste Gesellschaft und die einzig natürliche ist die Familie. Die Familie ist also, wenn man so will, das Modell der politischen Gesellschaft. Das Oberhaupt entspricht dem Vater, das Volk den Kindern.

*Jean-Jacques Rousseau, Der Gesellschaftsvertrag*

In London arbeitete die Dichterin Helen Maria Williams gerade an ihrem ersten (und einzigen) Roman, als die Bastille fiel. In freudiger Erregung schrieb sie diese unerhörte Begebenheit gleich in ihr Buch ein. Ein Herr von F. bringt der Titelheldin, Julia heißt sie, das Gedicht eines Bastille-Gefangenen, das als Vision vorwegnimmt, was gerade in Wirklichkeit passiert war.

*I feel the vital air –  
I see, I see the light of day!  
Visions of bliss, eternal powers!  
What force has shook those hated walls?  
What arm has rent those threat'ning towers?  
It falls – the guilty fabric falls!<sup>[1]</sup>*

Diesen Herrn von F. gab es tatsächlich, nur war er nicht der Freund des Gefangenen, sondern der Gefangene selbst. Mit ihm, mit seiner Familiengeschichte hat Helen rückblickend ihre Liebe zur Revolution beginnen lassen. »Meine ersten Empfindungen gehen auf den Moment zurück, an dem ich ein Gefühl tiefer Sympathie für eine Familie empfand, mit der ich eng verbunden bin. In London, um 1786, nicht lange vor der Revolution, wurde meiner Mutter eine französische Dame als Französischlehrerin für mich und meine Schwester empfohlen. Diese Dame und ihr Gatte, der angesehene Baron du Fossé, waren Opfer der willkürlichen und despotischen Maßnahmen geworden, die zur Zeit des *Ancien régime* in Frankreich erlaubt waren. Madame du Fossé bot uns eine Erzählung ihrer Leidensgeschichte. Und wer erzählt mit mehr Eloquenz als eine Französin, die Esprit und Empfindung hat?«

Helen hat Moniques Erzählung wenig später in der ersten Folge ihrer *Briefe aus Paris* mindestens ebenso eloquent nacherzählt und dabei jede Gelegenheit, ihre Leser zu rühren, zu erschüttern und zu empören, lustvoll ausgekostet. Und es gab viele Gelegenheiten: treue Liebe, teuflische Ränke, bittere Not, Herzeleid. Was tatsächlich wohl ein Machtkampf zweier stolzer halsstarriger Männer war – ein Sohn, der den Vater herausforderte,

ein Vater, der versuchte, den Willen des Sohnes zu brechen, und dabei die Machtmittel des Staates nutzen konnte –, hat sie resolut zur Geschichte von der verfolgten Unschuld vereinfacht und aller sozialen Konkretheit beraubt, die zur Erklärung dieses Familiendramas hätte beitragen können. So verschweigt Helen zum Beispiel, daß die du Fossés sich zum Jansenismus bekannten, einer Reformbewegung innerhalb der katholischen Kirche. Ihre Anhänger bezeichnet man gern als die Protestanten des Katholizismus, weil sie im Rückgriff auf die Lehren des Kirchenvaters Augustin und ähnlich wie Luther glaubten, daß der Mensch aus eigener Kraft (zum Beispiel durch gute Werke) nichts für seine Erlösung tun könne, der göttlichen Gnadenwahl also ausgeliefert sei. Sie waren in Frankreich unter dem »Sonnenkönig« Ludwig XIV. auf Betreiben der Jesuiten erbittert bekämpft und verfolgt worden und trieben einen Kult um ihre Märtyrer. Auch der Großvater von Helens Monsieur du Fossé, Pierre Thomas du Fossé, gehörte in gewisser Hinsicht zu ihnen, denn er war seines Glaubens wegen in die Bastille gebracht und dann auf seine Güter in der Normandie verbannt worden.

Dort, auf dem nicht weit von Rouen gelegenen Landsitz der Familie, beginnt und endet denn auch die Geschichte, die uns Helen in epischer Breite erzählt. Hier eine Fahrstuhl-Version.

Augustin-François Thomas du Fossé, der 1750 als erstes Kind seiner Eltern geboren wird, verlebt eine unglückliche Kindheit und Jugend. Sein Vater ist ein Despot, der seine Familie tyrannisiert und von seinen Untergebenen ebenso gehaßt wird, wie er sie verachtet. »Er behauptete seine aristokratischen Rechte mit unnachgiebiger Strenge, regierte seine feudalen Besitztümer mit eiserner Faust und sah das niedere Volk als Lebewesen an, deren Existenz nur zum Nutzen der Aristokratie geduldet werden konnte. Die Armen, so glaubte er, waren nur geboren, um zu leiden, und er hatte beschlossen, sie, soweit es in seiner Macht stand, dieses natürlichen Erbes nicht zu berauben.« Bei der schwachen Mutter findet das sensible Kind weder Liebe noch Unterstützung, der Altersabstand zu den Brüdern ist zu groß, als daß sie ihm etwas bedeuten könnten. Der einzige Mensch, der mit ihm fühlt und dem er sich

anvertrauen kann, ist die Gesellschafterin seiner Mutter, ein junges Mädchen bürgerlicher Herkunft namens Monique Coquerel. Es kommt, wie es kommen muß. Die beiden verlieben sich ineinander, und das bleibt nicht ohne Folgen. Monique wird schwanger. Heimlich läßt sich Monsieur du Fossé mit ihr trauen.

Als der Vater von der Mesalliance erfährt (das Kind, ein Sohn, hat die Geburt nicht lange überlebt), ist er außer sich vor Wut, finster entschlossen, den unbotmäßigen Sohn zur Raison zu bringen. Selbst in England, wohin sich Monsieur du Fossé mit seiner Frau geflüchtet hat, spürt er ihn auf. Mit List und Tücke gelingt es ihm, den Sohn nach Frankreich zurückzulocken, wo er ihn mittels eines (freilich nur vorgetäuschten) *lettre de cachet* in den Verliesen des Manoir de St. Yon bei Rouen, eines von Mönchen betriebenen Pensionats, verschwinden läßt.

Diese Bastille des Herrn von F. ist ein grauenvoller Ort. Die Zellen sind düster, feucht und im Winter eiskalt. Die meisten seiner Leidensgenossen sind in der langen Gefangenschaft wahnsinnig geworden. Ein alter Mann, der in der Nachbarzelle sitzt, ist seit vierzig Jahren eingesperrt. Sein grauer Bart hängt bis zur Taille hinab, er ist am Hals an der Wand angekettet, darf seine Zelle nicht verlassen und ist völlig verstummt. Monsieur du Fossé hört nur das Rasseln seiner Ketten.

Bei einem Fluchtversuch stürzt er vom Dach des Manoir auf die Straße und wird schwer verletzt. Zwar läßt ihn sein unbarmherziger Vater wieder einsperren, aber diesmal gibt es Zeugen. Das Mitgefühl mit dem Schicksal des unglücklichen jungen Mannes ist allgemein. Zum Schein läßt ihn der Baron in Freiheit setzen. Mit Hilfe neuer, diesmal echter *lettres de cachet* will er ihn erst verbannen und dann in ein Gefängnis im Süden des Landes verschleppen lassen, »einen Ort, wo sein Stöhnen weder Mitleid noch Rache finden würde«. Der teuflische Plan scheitert. Gewarnt von Freunden, flieht Monsieur du Fossé ein zweites Mal nach England, zu seiner Frau und ihrem Töchterchen. »Er stürzte in das Zimmer, flog in ihre Arme – drückte sie stumm an seine Brust. Sie konnte keine Träne vergießen, erst nachdem er sich lange darum bemüht hatte, sie durch seine Zärtlichkeit zu beruhigen, fand sie Erleichterung im Weinen.«

Die finanziellen Nöte des Paares waren damit freilich noch nicht zu Ende. Die beiden mußten sich mit Sprachunterricht über Wasser halten, und so kam es, daß Helen Maria Williams die Bekanntschaft des Ehepaares machte und ihre Leidensgeschichte hörte. »Wie groß war mein Erstaunen, als ich vom Despotismus einer Regierung erfuhr, die sich die Macht anmaßte, in das Privatleben ihrer Bürger einzudringen und Bande zu zerreißen, die die heiligsten Gesetze geschlossen hatten?« schreibt sie in ihren *Souvenirs* und behauptet kühn: »Wir weinten noch, als die Revolution ausbrach.« Das war drei Jahre später.

Im Sommer 1789 – der böse Baron war inzwischen gestorben – reiste Monsieur du Fossé mit der Familie zurück in die Heimat, wo sie einen Tag vor der Erstürmung der Bastille eintrafen. »Man gab ihm seine Güter und angestammten Rechte zurück, er fand seine Ländereien und sein Schloß wieder, und, was noch wichtiger ist, sein Glück. Das war der Tag des Triumphes für die Unterdrückten. Meine Schwester und ich wurden eingeladen, sie zu besuchen und Zeugen der späten Gerechtigkeit und des so lang erwarteten Glücks zu sein; und diese Reise gab uns Gelegenheit, in Paris das erste große Fest der Föderation zu sehen. Die Eindrücke dieses denkwürdigen Tages haben meine politischen Ansichten für immer befestigt. Keiner, der ihn erlebte, hat ihn je vergessen können.«

### *Dichterin*

»Miss Helen Williams ist ohne Zweifel eine echte Dichterin. Aber ist es nicht höchst ungewöhnlich, daß eine solche Begabung, daß eine Frau und eine so junge Frau, zum Politiker werden sollte? Daß die schöne Helena, deren Töne der Liebe die mondbeglänzten Täler verzauberten, als zügellose Anwältin gallischer Ausschweifungen in vorderster Reihe stehen würde? Daß eine solche Frau einen Pesthauch verbreiten würde, der verderblicher ist als der des Avernus<sup>[2]</sup>, obwohl sie uns so oft mit Melodien entzückte, die so sanft waren wie die Seufzer des Zephyrs, so köstlich wie Paradiesesluft?«

So jung war Helen Maria Williams nach damaligen Vorstellungen eigentlich gar nicht mehr – nämlich Ende Zwanzig –, als sie sich der Französischen Revolution in die Arme warf, aber ihre Gedichte und ihr Auftreten waren so jungmädchenhaft, daß man sich über das wahre Alter der Verfasserin schon täuschen konnte, die sich selbst gern jünger schwindelte. Bei ihrer Einbürgerung in Frankreich verschob sie ihr Geburtsdatum, den 17. Juni 1761, gleich um acht Jahre auf 1769. Aber was heißt schon wahres Alter? Und hätte Helens Kritiker ihre Gedichte aufmerksamer gelesen, hätte ihm auffallen können, daß sie sich keineswegs gewandelt hatte. Sie war einfach nur ihren Weg weitergegangen.

In ihren Adern floß das Blut von Kriegern, Glaubenskämpfern und Rebellen. Ihre Mutter stammte aus dem einflußreichen schottischen Clan der Hay of Naughton, der sich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Das Familienheiligtum war das blau-weiß-rote Banner der Covenanters, der schottischen Presbyterianer, unter dem Vorfahren im ersten englischen Bürgerkrieg »für die protestantische Religion und für die Freiheit« gekämpft hatten, auf der Seite der englischen Parlamentspartei und gegen König Charles I, der nach dem Sieg der Republikaner unter Cromwell vor Gericht gestellt und exekutiert wurde, 144 Jahre vor Ludwig XVI.

Die Williams, Helens Vorfahren väterlicherseits, kamen aus Wales, also ebenfalls aus einem keltischen Teil Großbritanniens mit ausgeprägter Eigenart. Sie waren besonders stolz auf einen Erzbischof von York aus dem 16. Jahrhundert und eine hugenottische Ahnfrau, die nach der Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes nach England geflohen war. Helens Vater, Charles Williams, machte, wie schon sein Vater, in der Armee Karriere und verbrachte viele Jahre in britischen Besitzungen im Ausland, zuletzt auf Menorca, einem strategisch wichtigen Stützpunkt im Mittelmeer, das 1713 an England gefallen war. Doch 1756, zu Beginn des Siebenjährigen Kriegs, der zwischen Preußen und England auf der einen Seite, Österreich, Frankreich und Rußland auf der anderen Seite auf drei Kontinenten ausgetragen wurde, wurde die Insel von den Franzosen

erobert – eine nationale Schande, zumindest für die englische Presse. Immerhin war es Charles Williams gelungen, eine beträchtliche Geldsumme in die Heimat zu retten, wofür er eine angemessene Belohnung forderte.

Im Sommer 1758, zwei Jahre nach dem Debakel, heiratete er in der Kirche St Martin-in-the-Fields in Westminster Helen Hay, die Schwester eines Regimentskameraden. Es war seine zweite Ehe, in die er eine fünfzehnjährige Tochter mit dem ungewöhnlichen Namen Persis mitbrachte. Sie dauerte nur viereinhalb Jahre, in denen noch zwei Töchter geboren wurden, Helen und Cecilia. Cecílias Geburtsdatum ist allerdings nicht bekannt, Helens Biographen vermuten, daß sie ein oder zwei Jahre älter war als Helen, sicher ist das nicht. Gegen diese Annahme spricht besonders die Namensgebung: Gewöhnlich wurde das erste Kind nach dem Vater oder der Mutter getauft. Möglich ist auch, daß Mrs. Williams mit Cecilia schwanger war, als ihr Mann starb.

Nach seinem Tod verließ sie London und zog in den heimatlichen Norden zurück, wahrscheinlich zu ihrem Vater, einem abgedankten Offizier. Sie konnten von der Hinterlassenschaft von Charles Williams leben, reich waren sie nicht. Um so wichtiger wird es der Mutter gewesen sein, ihren Töchtern Stolz auf die Familiengeschichte einzuimpfen, und der alte Mr. Hay wird ihr dabei geholfen haben. Helen hat ihn zärtlich geliebt. In seinen guten Stunden sang er ihr patriotische Lieder vor und erzählte ihr von den Schlachten, an denen er im Siebenjährigen Krieg in Deutschland teilgenommen hatte. Er »zeigte ihr, wie man siegt«.

Das Internet ist schon eine großartige Sache, manchmal. Ein Mausklick – und man ist in Berwick-upon-Tweed, einem Städtchen an der Grenze zu Schottland, und kann mit einem historischen Stadtrundgang durch den Ort beginnen, in dem Helen ihre Kindheit und Jugend verbrachte. Ein Kriegstheater! In den jahrhundertelangen blutigen Grenzkriegen zwischen England und Schottland war Berwick von großer strategischer Bedeutung und hart umkämpft gewesen. Keine andere Stadt der Welt (mit Ausnahme von Jerusalem) wurde so oft belagert. Von dieser Geschichte zeugen noch heute mächtige Befestigungsanlagen, die